

# Am Set tragen nur die Esel keine Maske

Das Schweizer Filmschaffen erwacht aus der Corona-Starre. Ein Besuch bei Dreharbeiten für «Monte Verità» im Tessin

URS BÜHLER

Die Fahrt zum Drehort durch das wildromantische Maggiatal führt vorbei an pittoresk verfallenden Rustici und ein paar Grotti. Sie stehen für die Sehnsucht, die das Tessin noch heute weckt in Städtern aus dem Norden. Kurz vor dem Ziel kommt uns auf einem Waldweg eine schlicht gewandete Schar in Sandalen entgegen, fern an Hippies oder Sektenanhänger erinnernd. Oder an die Aussteiger, die vor gut hundert Jahren auf einem Hügel bei Ascona das Paradies suchten? Tatsächlich wird sich zeigen, dass es sich um Komparsen des Spielfilmprojekts «Monte Verità» handelt: Später sehen wir sie auf dem Set wieder, ihr Gewand ist in den Drehpausen mit Chirurgenmasken kombiniert – eine gespenstische Mischung aus Historienbild und Dystopie.

## Zurück an der Arbeit

Ironie des Schicksals: Heute verkünden manche Mahner angesichts der Pandemie ähnliche Botschaften wie damalige Wortführer, die das Paradies auf dem Land suchten. Vertreter der Münchner und der Wiener Bohème verwandelten einen verwilderten Weinberg bei Ascona in eine Kommune, die sich ein naturnahes, klassen- und fleischloses Leben fern von Materialismus und Kapitalismus der Metropolen erhoffte. Rohkost und Freikörperkultur bildeten die flankierenden Massnahmen der Lebensreformbewegungen, zu denen etwa auf dem Zürichberg der noch bestehende Verein für Volksgesundheit gehörte.

Der Monte Verità zog, ehe das Projekt nach zwanzig Jahren scheiterte, einen bunten Kreis an: Künstler, Intellektuelle, Gesundheitsapostel und zahlende Gäste des angegliederten Sanatoriums auf der Suche nach den Heilkräften der Natur, die man im Sonnenlicht gebündelt wählte. Heutzutage sind UV-Strahlen verteuert, doch Max Hubacher und Joel Basman entblößen in der prallen Augustsonne ihren Oberkörper für eine Szene. Immerhin werkeln sie nicht splinternackt im Gemüsegarten wie einst so manche auf dem Tessiner Zauberberg. Für die beiden Schweizer Darsteller ist es wie für viele Filmschaffende der erste Drehtag überhaupt seit dem Corona-Lockdown im März.

«Es fühlt sich gut an, zurück an der Arbeit zu sein», kommt es in breitem Berndeutsch aus Hubachers Mund, um den im Dienst der Rolle ein Bärtchen spriest. An die Corona-Massnahmen auf dem Set gewöhne man sich schnell. Die zwei prägen mit ihrem Talent und ihrer Vielseitigkeit das hiesige Filmschaffen trotz jungem Alter schon seit geraumer Zeit stark – und dürften noch



Die Schutzmaske bleibt auf, wenn man nicht gerade gefilmt wird: Dreharbeiten zu «Monte Verità» im Maggiatal. GRISCHA SCHMITZ / TELLFILM

viele Jahrzehnte die Möglichkeit dazu haben. Nun aber ist ihnen die Freude darüber anzumerken, dass es endlich wieder losgeht. Allerdings lässt die lange Pause in der Branche auch ein gewisses Gedränge erwarten, bei den Drehterminen aufgeschobener Produktionen wie bei den Kinostarts 2021: «Es wird jedenfalls ein spannendes Jahr», sagt Basman. Womöglich feiert dann das Werk, das hier gerade gedreht wird, ja seine Premiere auf Locarnos Piazza Grande.

## Rekonstruierte Bauten

Die einstige Kolonie auf dem Monte Verità ist längst einem Hotel gewichen, bis auf einige Turngeräte und eine Freiluftdusche erinnert dort kaum mehr etwas an damals. So dreht man die entsprechenden Szenen nahe dem Örtchen Aurigeno, auf dieser Lichtung vom Ausmass mehrerer Fussballfelder. Der Lago Maggiore wird später per Digitaltechnik eingefügt, doch anhand historischer Fotografien hat man einige Bauten rekonstruiert: Die Casa Centrale mit ihrer Veranda ist als täuschend echte Kulisse aufstanden, im angrenzenden Wald stehen nun zwei Licht-Luft-Hütten, wie die spartanischen Behausungen hiessen.

Die Dorfszenen werden später im piemontesischen Cannobio gedreht, des-

sen intakter Kern das alte Ascona repräsentieren soll. Zum Glück hat man dort Anfang Jahr sondiert, kurz vor der pandemiebedingten Sperrung der italienischen Grenze, sonst hätte sich wohl alles stärker verzögert laut Stefan Jäger. Der 50-jährige Zürcher Filmemacher, seit langem von der Kraft des Monte Verità angezogen, ist schon seit einiger Zeit vom Wunsch beseelt, in dem Umfeld eine semifiktionale Geschichte anzudrehen.

Den Plot hat er nun mit Kornelija Naraks aus einem von ihr begonnenen Drehbuch entwickelt, wobei ihn die Pionierrolle der Kommune in feministischen Anliegen inspirierte. Im Zentrum des um 1906 angesiedelten Filmdramas steht die Selbstfindung einer Protagonistin (Maresi Riegner), das Geschehen prägen starke Frauenfiguren in deutscher Starbesetzung: Hannah Herzprung gibt die suizidale Berliner Bürgermeistertochter Lotte Hattemer, Julia Jentsch das Münchner Monte-Verità-Gründungsmitglied Ida Hofmann.

Max Hubacher spielt Otto Gross, den österreichischen Psychiater, der auf dem Berg von seiner Drogensucht genesen wollte und die Bewohner zum Praktizieren der freien Liebe inspirierte. Joel Basman ist der junge Hermann Hesse, dem er mit Nickelbrille und Kurzhaarfrisur «fast

schon unheimlich» ähnlich sieht, wie er selbst treffend anmerkt. Als Wolkenbruch schlüpfte Basman 2018 in eine Figur, die nur in den Köpfen der Romanleser gelebt hatte; nun soll er ein reales Vorbild und dessen historischen Kontext glaubwürdig spiegeln: «Stefan Jäger lässt uns viel Raum zum Improvisieren, man muss aber höflich aufpassen, dass einem kein «Oh, Mann!» oder «Okay!» rausrutscht», sagt er.

So lässt sich also eine Schweizer Filmcrew, wie es zurzeit oft der Fall ist, von den Geschichtsbüchern inspirieren. Der als Berater beigezogene Historiker hat seine Doktorarbeit über den Monte Verità verfasst, von dessen Magie diese Wiese nun wirklich etwas zu verströmen scheint. Bäume rauschen rundherum, Gras knistert, und mächtige, bewaldete Hügel säumen die Szenerie, über der ein Hauch von Melancholie liegt. «Ruhe bitte, und Action!», erklingt es in die relative Stille hinein. Ein auf der Wiese krabbelndes Baby fottiert sich plärrend ums Schweigegebot, und zwei als Statisten engagierte Esel, vierbeinige, ignorieren als Einzige die Maskenpflicht.

Wie alle hier sind Basman und Hubacher mindestens fünf Tage vor Drehbeginn angekommen, sie proben schon etwas, tauchten früh in diese Atmosphäre ein, die sie als «extrem gespannt» schildern, samt Bad im Fluss

und der Lektüre damaliger Texte. In erster Linie aber war die vorzeitige Anreise der Pandemie geschuldet, eine Art fünf-tägige gemeinsame Quarantäne.

## Ein kostspieliger Sonderfall

Denn so idyllisch die Umgebung auch sein mag: Die Herausforderungen rund um Corona sind enorm. Sie haben das Produktionsbudget um etwa 10 Prozent auf rund 7 Millionen Franken anwachsen lassen und die Zahl der Drehtage voraussichtlich von 32 auf 34. Immerhin deckt den Mehraufwand hierzulande – anders als in Österreich und Deutschland, die über minoritär beteiligte Produktionsfirmen involviert sind – fast vollständig die öffentliche Hand, grösstenteils der Kanton Zürich als Standort der federführenden Tellfilm GmbH.

Nur ein kleiner Teil der Mehrausgaben betrifft all die Desinfektionsmittel und omnipräsenten Schutzmasken. Die Beteiligten treten allmorgendlich zum Fiebermessen an und einmal wöchentlich zum Virentest, der allein 120 Franken pro Kopf verschlingt. Ganz zu schweigen von ständigen Anpassungen der Budgets und Drehpläne, dem logistischen Aufwand, etwa um über ein möglichst geschlossenes Personensystem die Ansteckungsgefahr zu senken. Eigens beschäftigt wird ein Covid-19-Schutzbeauftragter. So empfehlen es die diversen Filmbranchenverbände in mehrseitigen Schutzkonzepten, die in Teilen an offizielle Vorgaben für das Coiffeur- und das Baugewerbe angelehnt sind: Die Filmindustrie ist eine Schnittstelle verschiedenster Berufswelten.

Das Drehbuch ist nicht der Pandemie angepasst, in den Szenen ist weiter «Nähe zugelassen», wie es die Produzentin Katrin Renz von Tellfilm nennt. Ein Branchen-Schutzkonzept etwa schliesst «Kusszenen zwischen zwei sich fremden Schauspielern» nicht aus, doch warnt es vor dem Irrglauben, ein 24 Stunden vorher negativ ausgefallener Test befreie diese vom Ansteckungsrisiko.

Bei den bevorstehenden Innenaufnahmen wird es bezüglich Auflagen erst richtig kompliziert. Doch auch das dürfte die Crew meistern. Die zwei errichteten Licht-Luft-Hütten aber erhält am Ende der Landwirt geschenkt, dem die Wiese gehört, und er überlegt sich eine touristische Nutzung. Vielleicht können Besucher sich dereinst fast wie Gäste jenes Sanatoriums oberhalb Asconas fühlen – wenn auch kaum mit den rigiden Ernährungs- und Abstinenzgeboten: Man wird sich ja wohl noch ein Ossobuco gönnen dürfen in einem der nahen Grotti, in die sich schon der Monte-Verità-Pionier Erich Mühsam nachts oft geschlichen haben soll, um dem Fleischverzicht auf dem Berg zu entfliehen.

# In der Trittligasse werden wieder Tonleitern erklommen

Christian Jott Jenny und sein Team schicken die einst legendäre Zürcher Freiluft-Musikrevue in eine Neuauflage

URS BÜHLER

Der Star des Abends ist natürlich die titelgebende Gasse selbst: In 102 kleinen Stufen – Stägeli uf, Stägeli ab, juhee! – führt sie im Zürcher Oberdorf nicht hinauf ins Paradies, aber zu einem fabelhaften Plätzchen, wo vor sechzig Jahren die «Zürcher Ballade» uraufgeführt wurde.

## Da will einer Stadtrat werden

Wie umwerfend Ruedi Walter, Margrit Rainer und andere darin die High Society karikierten, können sich Nachgeborene nur ausmalen. Doch der zweite Star des Abends half vor drei Jahren nach: Der umtriebige Christian Jott Jenny und sein Amt für Ideen wärmten die Musikrevue nicht nur auf. Sie hauchten ihr im Freien ausgang der Trittligasse neues Leben ein. Nun sind er und seine Mitstreiter samt Regisseur Christian Vetsch zurück am Tatort: Den Kern

der neunzigminütigen Neuauflage 2020 bilden frisch verfasste Chansons, erneut getextet von Jeremias Dubno und komponiert von Samuel Zünd.

Seit der Ausgabe 2017 ist einiges passiert, von Jennys kometenhaftem Aufstieg zum Gemeindepräsidenten von St. Moritz bis zu ein paar noch weltbewegenderen Verwerfungen. Stichwort «Corona»: Das Thema wird bei der Premiere in der Trittligasse am Donnerstagabend zum Glück nur gestreift. Das gilt auch für Jennys realpolitische Laufbahn, doch da seiner Rolle erneut dezente Autobiografisches innewohnt, fragt sich wohl mancher: Spielt dieser Teufelskerl etwa nun mit dem Gedanken, sich um ein Zürcher Exekutivamt zu bewerben? Das tut er nämlich in seiner Rolle als Max Guggenbühl, der sich bei seiner Stadtratskandidatur von einem halben Dutzend Nebenfiguren beraten lässt.

In einer dieser Nebenrollen glänzt der dritte Star des Abends: Walter

Andreas Müller. Wie schon vor drei Jahren gibt er zunächst den Pfarrer Sieber, inzwischen allerdings realiter vom Herrgott abberufen und sich deshalb aus dem Himmel meldend, der auch als Thron einer Böögg-Attrappe dient. Das alles wirkt arg erzwungen, und Müllers Qualitäten als Parodist kommen weit besser in der Rolle des Christoph Blocher zur Geltung: Dieser nimmt den Stadtratskandidaten jovial unter seine Fittiche und singt aus Sicht seiner Partei «Eus mag halt niemert öppis gunne», womit natürlich der Evergreen aus der «Kleinen Niederdorfer» anklängt.

Hinreissend ist Müller als Queen Mum, die sich so schön auf sein Kürzel WAM reimt und schliesslich kongenial den lange gesuchten Slogan für Zürich liefert: «Almost Boring». Das ist die Antwort auf die Frage «Was macht Zürich uus?», deren etappenweise Erörterung in Gesangseinlagen zu den wirklich guten Momenten des Abends zählt,

nebst einer schmissigen Persiflage auf Tele Züri. Dessen Erfinder Roger Schwinski gehörte zu den prominenten Gesichtern im Premierenpublikum (und man soll nun nicht spotten, er sei gekommen, weil er selbst vorkomme).

Die musikalische Live-Begleitung liefert das «Zürcher Staatsorchester», ein so wenig geschützter Begriff wie der «Nationalzirkus», in dessen Ensemble es Jenny trotz gelungenem Kopfstand wohl eher per Kniefall schaffen würde. Das schmälert nicht die Leistung des ganzen Teams, das Projekt überhaupt gestemmt zu haben in diesen schwierigen Zeiten.

## Homöopathische Nadelstiche

Immerhin wissen wir jetzt, dass im Himmel Luxemburgerli serviert werden; auch anderweitig wird der Diminutiv und das Sortiment von Sprüngli gewürdigt in der Trittligasse. Auf der Liste der Partner taucht diese Firma in-

des nicht auf, dafür die Kantonalbank, wiewohl der Part des Bankers im Stück nicht eben als Werbefigur angelegt ist. Natürlich wohnt er – oh, heiliger Regie-einfall! – am Zürichberg. Allgemein sind in den Rollen allzu viele Klischees und Parodien angelegt, von denen manche zu wenig sitzen, wie jene auf moderne Mütter. Dafür könnten die paar Nadelstiche gegen Zürichs Selbstverständnis durchaus tiefer (und frecher) bohren.

Aber man will ja niemandem weh tun mit so einem Werk, darum resümieren auch wir hier ganz zahm: Nebst Klamauk gibt es gefällige Akkorde und Reime, lüpfige Rhythmen und eine Portion Leichtigkeit. Und wenn sich wie am Premiereabend der echte Himmel über Zürich um halb neun mit zart gezupften Wölkchen rosarot einfärbt, wird die Szenerie berückend schön. Verlangt jemand nach mehr in diesen düsteren Zeiten?

«Trittligass». Trittligasse, Zürich, bis 13. 9.